

schöner Bauten wahrt die Erinnerung an Raumburgs Geschichte: der Dom, das Marientor, das Rathaus, die Wenzelskirche. Die geistvolle, poetische Schilderung fand den lebhaften Beifall der Tagungsteilnehmer.

Rektor E. Haase-Halle führte in seinem Vortrag in das Gebiet: „Die heimatliche Beobachtung und ihre Bedeutung für den Unterricht“ ein. Die Bedeutung der Heimat für den Unterricht ist längst bekannt. Nur der Unterrichtsstoff wird wirklich angeeignet, der tief im Heimatlichen verwurzelt ist. Gerade in den letzten Jahren hat die Heimatbewegung einen starken Auftrieb erfahren. So hat auch die Heimatschule Förderung und Verbreitung erhalten. Aber das, was die Heimat in die Seele des Menschen legt, ist in den Einzelheiten oft sehr oberflächlich erfasst. Hier hat die heimatliche Beobachtung einzusetzen, indem sie die Aufmerksamkeit auf Einzelheiten richtet, die übersehen worden sind, indem sie den Blick auf verborgene Schönheiten der Heimat lenkt, indem sie Beziehungen klärt, die der Zögling nicht von selbst erfasst. So macht erst die Beobachtung den heimatlichen Gedankenkreis in den Einzelheiten klar und dadurch für den Unterricht verwendbar. Dabei ist die Beobachtung nicht an die Unterrichtsfächer gebunden und gestattet daher nach allen Seiten hin Ausblicke in die Umwelt, auch nach den Seiten, die durch die Unterrichtsfächer nicht erfasst werden. An anregenden, interessanten Beispielen erläuterte der Vortragende die Wichtigkeit der heimatlichen Beobachtung.

Auf die Bedeutung der Vorgeschichte machte Mittelschullehrer i. R. Hermann aufmerksam und unterbreitete den Vorschlag, vorgeschichtliche Fundstätten in die Flurkarten der Flurkartensammlung des Bundes einzutragen. In der Aussprache gab Stadtarchivar Hoppe einen Hinweis auf das „Handbuch der Denkmalspflege“, das wertvolle Aufschlüsse vermittelt.

Der Geschäftsführer des Bundes gab einen kurzen Jahresbericht.

Im Anschluß an die Vorträge erfolgte ein Besuch der Ausstellung „Raumburg im Wandel der Zeit“ im Gefnerschen Hause am Markte. Stadtarchivar Hoppe und Oberinspektor Lehmann erklärten und führten die Besucher, die über die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der stadtgeschichtlichen Ausstellung sehr erfreut waren.

Am Nachmittag ging es dann zur Schönbürg hinaus. Hier im Burggarten, im Schatten des alten Bergfrieds, saß es sich gar behaglich. Eine kurze Plauderei von Stadtarchivar Hoppe führte noch einmal alle Fäden der Unterhaltung zur Schönbürg, ihrer Geschichte und ihrer Sagenwelt hin.
F. Burkhart.

Die kulturgeschichtlichen Denkmale der Stadt Raumburg.

Von Dr. Ernst Borkowsky.

Die mittelalterlichen Städte in den Rhein- und Donauländern sind zumeist aus römischen Kastellen hervorgegangen; in den anderen Landschaften Deutschlands sind die Städte viel jünger. Hier lehnt sich die Siedlung an einen militärischen Stützpunkt, an eine fürstliche Pfalz, an eine geistliche Hofhaltung an, oder sie entspringt den Bedürfnissen des Handels. Bisweilen greifen die Gründe des Entstehens ineinander.

Raumburg war ursprünglich eine Burg, eine Ekkehardinergründung, um das Jahr 1010 auf einer gegen das Tal vorgeschobenen Höhe des aufsteigenden rechten Saaleufers erbaut, gegenüber der unteren Anstrutmündung. Im Schutze der Feste (locus munitus) lagerte sich auf der Höhe eine ursprünglich dörfliche Ansiedlung der Hofhörigen, ein suburbium. Neben ihr erhob sich, als dann 1028 der weltliche Herrnsitz zum geistlichen bestimmt wurde, auf weiträumigem Bezirk die Kathedrale zusamt der Klausur der niederen Geistlichkeit im Süden und den Kurien der Domherren im Norden. Dies alles und zudem, was an nichtgeistlicher Siedlung sich weiterhin ansetzte, wurde unter der Hoheit des Domkapitels zusammengefaßt, allmählich dem Begriff Domfreiheit (ursprünglich Herrenfreiheit, immunitas) unterstellt und später (1287) mit einer Mauer umschlossen, die von vier Toren unterbrochen war, dem Georgen-, Othmars-, Spital- und Neutor. Die Othmarskirche lag innerhalb dieser Immunitas. Das war der eine Kern.

Im lockeren Anschluß hatten sich schon zur Zeit der Burggründung zwei neue Kristallisationspunkte herausgestellt, im Süden das St. Moritzkloster und im Norden das St. Georgskloster. Um beide nisteten sich kleine weltliche Niederlassungen dörflicher Art

ein. Später bei der Säkularisation (1544) ging das Moritzkloster durch Kauf an die Stadt über und wurde nun die Ratsvorstadt mit den Neuen Gütern. Aus dem Georgskloster machte der Kurfürst eine Domäne, über die ein Amtmann gesetzt wurde; das war die Amtsvorstadt. Auch diese wurde dann später dem Rat unterstellt, als die sächsische Landeshoheit ihr Ende nahm. Die Moritzmönche besaßen ein Vorwerk Rode im Süden der Stadt am Galgenberg, und den Georgsmönchen gehörte eine Hofstatt im nordöstlichen Winkel der Stadt selbst, die später sogenannte Thainburg. Beide Liegenschaften veräußerten die Mönche schon vor der Säkularisation (1521, 1526).

Der zweite Kern Raumburgs war die Marktstätte, also eine handelspolitische Schöpfung, die, wenn sie auch hoheitlich der Bischofsgewalt unterstellt blieb, doch ihre kommunale Selbständigkeit als Ratsstadt (civitas) allmählich gegenüber der Domstadt erstritt und dauernd wahrte. In einer Entfernung, die von der Burg etwa 700 Meter betrug und durch eine Hohle geschieden war, wurde der Markt von den Ekkehardinern abgesteckt und unter den Schutz des Kaisers gestellt. Die alte Oberstraße von Frankfurt her, die bis dahin linksaalisch zog, wurde herübergeleitet und an der Rauffstatt mit der Frankenstraße, die von Nürnberg kam, vereinigt.

An der Südwestecke führten die beiden Straßen gemeinsam durch das Salztor in die Stadt hinein und auf den Markt; und sie verließen die Stadt an der Nordostecke durch das Marientor gegen Halle zu. Beim Wenzelstor, das bis 1826 Viehtor hieß, mündete die sogenannte Kohlenstraße und beim Jakobstor die Weißenfeller Straße. Die Verbindung mit der Domstadt bildete das Herrentor zwischen dem Steinweg und der Herrenstraße.

Das Weichbild der Stadt Raumburg wird in einer Urkunde des Landgrafen Albrecht, Pfalzgrafen zu Sachsen, vom Jahre 1299, in der er das Weichbildgericht dem Bischof überläßt, so gezeichnet: Das Weichbild hebt an gegen Süden bei dem Steine, der da liegt auf dem Berge Wettihoid (Galgenberg) bei dem Dorfe Rode (das jetzt nicht mehr ist), und erstreckt sich von jenem Steine zum Buchholz und an diesem außen entlang bis zum Baume jenseits der Schweinswarte. Von diesem Baume folgt die Grenze abwärts dem soge-

nannten Eselsweg, reicht bis zur Regelsmühle unten an der kleinen Saale. Dann läuft sie auf der großen Saale flußabwärts bis zur Weichaumündung und steigt im Tale der Weichau aufwärts bis zu jenem Ausgangstein.

In dem Geschoßbuch von 1314 bieten sich zum ersten Male die Straßennamen der Bürgerstadt: die Herren-, Marien-, Jakobs-, Vieh- (Wenzels-), Neue- und Salzgasse, der Markt, der Weingarten, der Reußenplatz und der Rosengarten. Ein Blick auf den Stadtplan zeigt noch heute in der sonst klar entworfenen Straßenführung einige auffällige Verstrickungen.

Da ist die Judengasse, die, rechtwinklig geknickt, sich nach zwei Straßen öffnet. Hier durften die Juden gegen die Entrichtung eines beträchtlichen Schutzgeldes in der Sicherheit der Stadt leben, und sie pflegten die beiden Zugänge ihres Ghettos während der Sabbataruhe verschlossen zu halten. Der Rosengarten, rosenarium, trägt eine anmutige mittelalterlich-übliche Bezeichnung; in seiner Krümmung lag das Frauenhaus. Am eigensinnigsten stellen sich der Reußenplatz und der Wendenplan. Der Reußenplatz wird schon im Geschoßbuch von 1314 genannt „in Ryšin“ und ein Hof in der Risingasse 1381. Der Name ist rätselhaft; es wurden bisweilen früher die Schuster auch Reußen genannt, aber in Raumburger Urkunden ist diese Handwerksbezeichnung nie zu finden. Man darf gewiß an fremdländische Händler denken, an Russen, meist Reußen geheißen, die hier herbergten und den Platz als Wagenpark benutzten. Auch der Name des Fürstentums Reuß wird archivalisch mit Russen in Verbindung gebracht. Es heißt in einer alten Raumburger Dokumentensammlung: „1357 sind in der Stadt viele Reußen gewesen, dann sie auf dem Rate einen jährlichen Zins geben müssen.“

Auf gleiche Art erklärt sich die Bezeichnung Wendenplan als ein Ausspannquartier wendischer Handelsleute. Es geht nicht an, lediglich auf den Namen hin die Annahme auszubauen, daß hier eine uralte Wendenansiedlung bestanden hat, die zeitlich der Gründung Raumburgs voranging und die dann als gesonderter Bezirk von der Stadtbebauung umfaßt wurde. Die Slawen wurden im elften Jahrhundert und noch viel später hier nicht Wenden, sondern Sorben genannt. Merkmale slawischer Siedlung sind durchaus nicht vor-

handen. Es ist auch nicht gut denkbar, daß die neue Stadt, deren Gründung in die Zeit jüngst entflammten Rassenkampfes fiel, in unmittelbarer Nachbarschaft eine umzirkte Wendenstätte unangetastet gelassen hätte, die sich ihrem eigenen Wachstum lästig in den Weg stellte. Übrigens ist der Name Wendenplan gar nicht alt; er ist auch im fünfzehnten Jahrhundert noch nicht aufzufinden. Ebensovienig kann man in den frühen Bürgerlisten slawische Familiennamen entdecken. Wo einer auffällt, gehört er einem deutschen Rittergeschlechte, das ihn von einer slawischen Besitzung genommen hat. Selbst als Bürger zweiter oder dritter Ordnung hätten sich slawische Elemente urkundlich irgendwie zur Geltung bringen müssen.

Unsere Chronisten, deren Fabulieren niemals vor einem rätselhaften Namen stutzt, nahmen von dem Wendenplan keine Notiz; um so mehr hat sie der Name Thainburg gereizt. Ihre phantastischen Mären von einer uralten Dänenburg zerflattern vor der nüchternen Tatsache, daß hier ein Vorwerkshof des Georgsklosters lag, der, als er im sechzehnten Jahrhundert in das Eigentum einer Geschlechterfamilie Thain überging, von dieser den Namen Thainburg erhielt.

Der Umriß der Bischofsstadt ist ein Viereck, der Umriß der Ratsstadt ein Oval. Dies wurde zunächst mit Palisaden oder Lehmwänden umwehrt; aber 1287 machte der Meißnische Markgraf, der weltliche Schirmherr der Stiftslande, von seinem Hoheitsrechte Gebrauch und erlaubte der Gemeinde, ihre Stadt mit Wällen und Gräben, mit Mauern und steinernen Verteidigungswerken zu umringen. Damit war das Gefüge des Stadtplans nach außen für lange Zeit gebunden.

Im Jahre 1357 waren zwischen dem Salztor und dem Viehtor die Wälle, Mauern und Türme von neuem fester erbaut. Und 1384 gab der Bischof Christian dem Räte die Erlaubnis, auf dieser Strecke eine geräumige Straße außen um die Befestigung zu führen, also eine Landstraße. Er bestimmte zugleich, daß keine Schlagbäume errichtet werden durften, und daß der Holzzoll auf der Straße ihm vorbehalten bleiben mußte. Die neue Straße sollte dann vom Viehtor weiter hinter dem Holzmarkt, zwei Meßruten breit, zum Jakobstor und zum Marienort weiter geleitet werden. Ein glücklicher Einfall des Rats. Denn so wurde ein Weg geschaffen, der



Phot. Dege
Markgraf Hermann, der Gründer Raumburgs, und seine Gemahlin Alegnidis im Dom
(Aus der Festschrift: Raumburg a. S. 1028—1928)

vier Tore miteinander an der Peripherie außen verband und die Verkehrsstraßen im Innern entlastete. Die Straße führt noch heute unverändert um die Stadt vom Marientore bis zum Salztore und läuft am alten Stadtgraben entlang, während der andere Halbbogen des Ringweges, der westliche, vom Salztore zum Marientore erst in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts auf dem zugeschütteten Stadtgraben entstehen konnte.

Zu gleicher Zeit gestattete der Bischof eine Bebauung des Holzmarktes, der bis dahin Ackerland war und dem Kapitel gehörte, mit einigen Fachwerkhäusern. Im Zentrum der Stadt gewann die Gemeinde Raum, als sie den Friedhof von der Wenzelskirche jenseits des Marientores legte.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blieb das Wachstum der Stadt stehen, und — als Ganzes gefaßt — genügte das Stadtgebilde, wie es von der Ratsstadt mit der Ratsvorstadt und Amtsvorstadt und der Domsfreiheit ausgefüllt war, völlig den Bedürfnissen der Bevölkerung. Im Jahre 1765 verteilten sich, zum Beispiel, 6987 Einwohner auf 1089 Häuser. Innerhalb der Ringmauer wohnten im Herren-, Marien-, Jakobs-, Vieh-, Salz- und Neuviertel 4027 Personen; in der Ratsvorstadt, also auf den neuen Gütern und in der Moritz-, Mäder-, Michaelis- und Waidgasse und auf dem Galgenberge 776. Nur diese 4803 Köpfe gehörten unter die Hoheit und Jurisdiktion des Rates. Die anderen standen rechtlich unter dem Domkapitel (362), unter der Herrenfreiheit (1044), unter dem Amt Pforta (52 in den Pforthenhöfen der Michaelisgasse) und unter dem kurfürstlichen Amte auf dem Georgenberg (726). Auch der Übergang an Preußen führte nicht gleich zu einer sichtbaren Erweiterung des Umfangs. Der Abbruch der Tore und der Mauern war keine wirtschaftliche Notwendigkeit. Erst als mit dem Bau der Eisenbahn durch das Saaleetal eine neue Zeit des Verkehrs anhub, begann sich der Stadtplan zu reden und zu strecken. Die Einwohnerzahl, die 1816 nur 8697 betrug, stieg im Jahre 1870 auf 15 120, hob sich 1924 auf 29 375 und ist jetzt 30 400. Da mußten um den alten Kern sich immer neue Ringe legen, und wo einst die Krautländer der Bürger oder die Lustgärten mit den Buchsbaumrabatten gewesen waren, gingen nun lustige Straßen mit fröhlichen Häusern.

Im Norden entstand eine Vorstadt vorwiegend kleinbürgerlicher Art, die sich nach dem Spechhartplateau vorstreckte. Im Westen längs der Kößener Straße wurden die Grundstücke mit Villen bebaut, und neue Häuserreihen, von Gartengrün durchsetzt, zogen im Süden die Hänge zum Bürgergarten hinan und ostwärts nach Grochütz zu, wo vor noch nicht langer Zeit am Rande eines alten Exerzierangers sich die Windmühlen gedreht hatten. Der Zwischenraum zwischen der über den Höhenrand gestreckten Stadt und dem im Tale gelegenen Bahnhof füllte sich nur langsam und ungleichmäßig aus, da die tiefliegenden Grundstücke dem Hochwasser ausgesetzt schienen und die tote Hand des Domkapitels dort ihre weiten Wiesengrundstücke von der Bebauung zurückhielt. So wirkt gegenüber dem planvollen Aufbau der Oberstadt die Bahnhofsvorstadt zerrissen und unorganisch.

Zaghaft drängte auch die Industrie an die Stadt heran, und ihre Anlagen wirkten gemeinsam mit den Kasernenbauten, die vor dem Weltkrieg eine große Garnison erforderte, auf die Außenseiten des Stadtbildes ein. Dazu kam die Anlage des Ostbahnhofes im Jahre 1900 und die Eingemeindung des Dorfes Grochütz mit seinen 310 Einwohnern am 5. November 1905. Neue Siedlungsbauten, die die Zeit verlangte, rückten dann in unseren Tagen von außen an die Peripherie (Spechhart) oder fügten sich in die zufälligen Lücken des Stadtgeländes ein (Moritzplatz). Die stattlichsten, freundlich gelagert und eindrucksvoll im Raume gegliedert, hat die Stadt dort bauen lassen, wo der Urgrund Raumburgs liegt, auf dem Georgenberg, dem Gelände der alten Ekkehardiner.

Nirgends besser als hier, wo die älteste Vergangenheit und die jüngste Gegenwart einander grüßen, kann eine Wanderung beginnen, die das geschichtliche Werden der Stadt, wie es sich von der Straße aus in den Bauten bietet, vor unserem Geiste erstehen lassen will. An dieser Stelle ist Raumburg geboren. Hier wurden um das Jahr 1010 die ersten Steine zu der Ekkehardinerfeste gesetzt, der die Stadt den Namen verdankt. Und wer hier oben seinen Blick wandern läßt, versteht, wie wuchtig sich einst der Herrensitz inmitten der Klöster St. Georg und St. Moritz über die Saaleniederung erhoben hat.

Aus der alten Burg wurde 1028 die Bischofsresidenz, bald aber der Sitz des Dompropstes. Zwei Bleiplatten, die man 1914 fand,

bezeugen, daß das Haus 1540 aus seiner Bauälligkeit noch einmal gerettet, 1751 aber durch ein neues Propsteigebäude des Propstes Johann Adolf von Taubenhain ersetzt wurde. Und dies nahm 1816 das Oberlandesgericht der Provinz Sachsen ein. In den Jahren 1914 bis 1917 hat Fritz Hoffeld den neuen Bau geschaffen mit dem Bedacht, daß dieser die Höhe, die seiner Bedeutung angemessen ist, ohne Prunk zum Ausdruck bringt, und daß er, obwohl als Neues wirkend, doch die alten Linien im Gesamtbild der Stadt und der Landschaft nicht zerreißt.

Es sind nur ein paar Schritte zum Domplatz, dessen vom Straßenverkehr nur behutsam angetastete Stille zur Andacht stimmt. Hier wartet in seiner Glorie der Dom. Wir sehen zunächst die Nordseite seiner ganzen Längenrichtung, Langhaus und Querschiff in einsilbiger romanischer Formensprache, den frühgotischen Westchor, den hochgotischen Ostchor. Das alles ist aus dem Muschelfalk des Anstruktalles erbaut. Wie ein Diadem sind dieser Schlichtheit die vier Türme aufgesetzt. In einer fühlbaren Zurückhaltung stehen die Kurien der Domherren. Zwei haben die Züge ihrer Zeit noch nicht verwischt: Das sind die Curia Aegidii mit dem turmartigen romanischen Kapellenbau, der das älteste Bauwerk der Stadt ist (1200), und die Curia Episcopalis, die behagliche mit den Renaissancegiebeln (1550). Dort, wo der Brunnen das Standbild Ekkeharde des Jüngeren (1858) trägt, umfängt uns ein Stück köstlichster Romantik, die traumhaft wird, wenn der Mondscheinhimmel darüber steht: Der Ostchor des Domes mit seinen beiden romanischen, von Barockhauben bedeckten Türmen, der spitze Giebel der Dreikönigskapelle des Bischofs Gerhard von Goch mit den vier Baldachinfiguren (1416), die so stark bewegt und so anmutig in ihrem Modengewand sind, der Kreuzgang, von Rosen umklettert (1223—1270), der Chor der Marienkirche (1343) und dahinter zart, wie zu einer Ahnung aufgelöst, die beiden Westtürme (1270, 1895). Bis in die Neuzeit hinein (1881) stand da, wo heute das Hofgitter ist, ein niedriger zweigeschöffiger Bau mit einer Toreinfahrt, das freiheitliche Rathaus, die Wohnung des Syndikus. Er schloß die Lücke zwischen der Dreikönigs- und der Marienkapelle. Es bestrebt, daß der Hofraum der alten Klausur heute aufgeschüttet ist; der alte Kreuz-

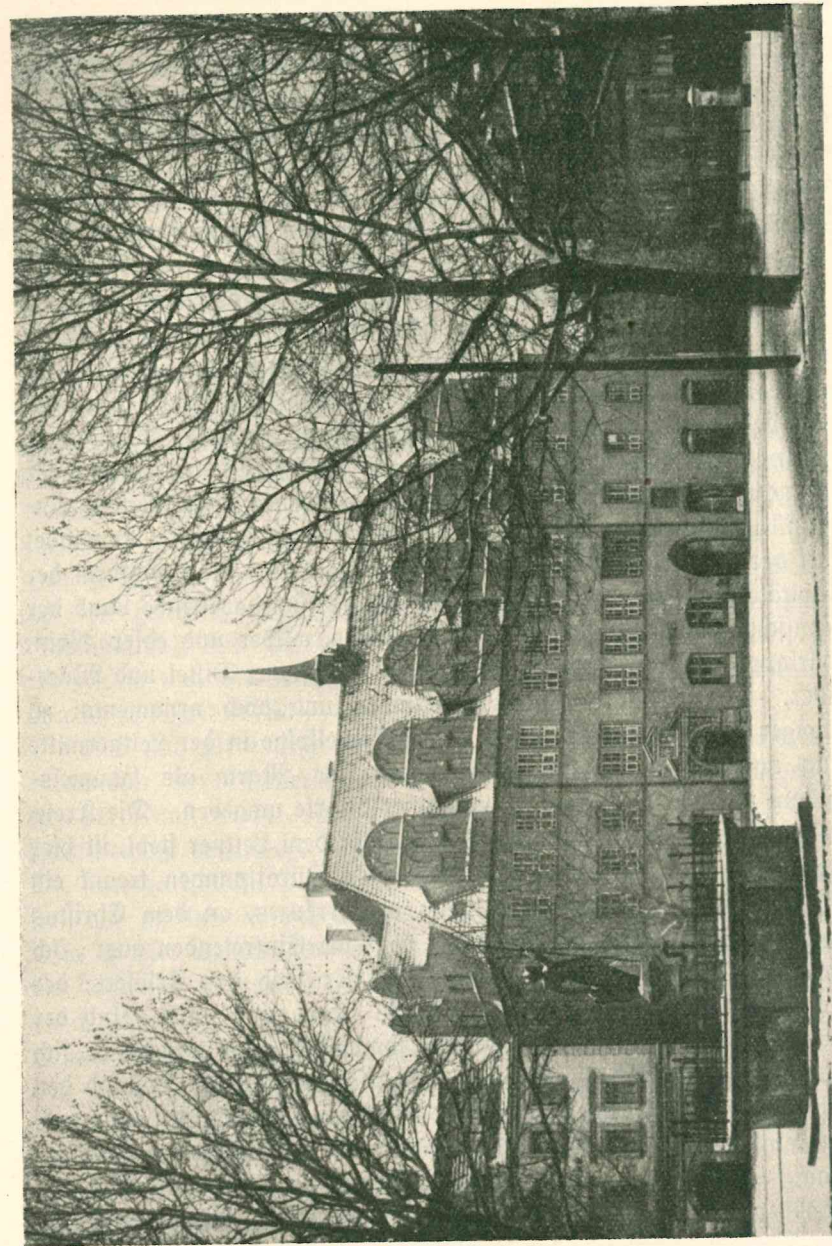
gang muß nun auf den Tag warten, der ihm den Reiz seiner freien Wirkung zurückgibt.

Die Baugeschichte des Naumburger Doms führt uns in die Zeit der staufischen Kaiser zurück (1150—1250), die eine der fruchtbarsten und kraftvollsten Lebensäußerungen des deutschen Volkes sah. Damals schufen sich die beiden Bistümer Bamberg und Naumburg ihre Kathedralen, die man geschwisterlich nebeneinander stellt. Das Bistum Bamberg ist an sich jünger als das Bistum Naumburg=Zeitz, aber das Maingebiet dort war reiches, von alter Kultur gepflegtes und von allen neuen Gedanken lebensvoll erregtes, zugleich auch reichspolitisch bewegtes Herzland; hier an der Saale lag die notdürftig umfriedete und stets auf Not bedachte Provinz. Und dennoch, während in den anderen gegen das Ostland vorgeschobenen Posten des Deutschtums der Druck des mühsamen Ringens im Daseinskampf sich zumeist auch den trozig-wichtigen Kirchenbauten ausprägte, hier der Naumburger Dom wurde ein Zeugnis freien Sinnes und ungebundener Lebendigkeit.

Unter dem Bau, wie er heute dasteht, liegt die Schicht einer älteren Bischofskirche, deren Fundamente eine wesentlich beschränkere Ausmessung erweisen. Das Mittelstück ihrer Krypta ist wahrscheinlich das einzige Glied, das in das neue Gefüge aufgenommen wurde. Dieser Neubau setzte um das Jahr 1175 unter dem Bischof Udo II. ein und war ursprünglich noch als flachgedeckte Pfeilerbasilika der üblichen sächsischen Art gedacht. Doch das Werk zog sich aus der romanischen Zeit in die gotische hinüber, und so entwickelte sich, als es schließlich unter dem Bischof Engelhard zum Abschluß kam, dies eigenartige Wesen eines alten Vaters und einer jungen Mutter, Konservativ-Epätromanisches mit Fortschrittlich-Frühgotischem zu einer Harmonie zusammenfügend. Im ganzen, gleich dem Bamberger Dom, ein viertürmiger, langgestreckter Bau mit doppelter Choranlage. Das Langschiff, das Querschiff, der Unterbau der Türme und die beiden Ostapsiden halten sich in der Anlage und den Einzelheiten noch durchaus an die Formenwelt der romanischen Kunst und bieten zunächst nach außen hin die ganz bekannten Merkmale — Rundbogenfenster, Eisenfenster, Bogenfries; dann aber sieht man, wie im Westchor und Ostchor und in den westlichen Turmausbauten der neue

Baugeist triumphierend dem Wachstum Abschluß und Vollendung gegeben hat. Die Bausteine sind einst auf dem Rötelsfelsen bei Balgstädt gebrochen, jenem alten Königshof, den Konrad II. nach der Verlegung des Bistums 1032 dem Bischof Adalohus geschenkt hatte.

Das Hauptportal, das wir zwischen den beiden Westtürmen naturgemäß suchen müßten, ist durch die Anlage des Westchors verbaut; so ist es in den Südgiebel des Querschiffes verlegt. Das wurde verhängnisvoll; denn es mochte zwar hier der mönchischen Klostergeistlichkeit von ihrer Klausur aus für den Dienst einst bequem liegen, doch es vereitelt heute die Überraschung eines großen und weiten Gesamteindrucks des Innenraums. Wer durch den romanischen Nischeneingang tritt, der sich in dem Bandornament der Kapitäle und im Christusbilde des Tympanons charakterisiert, fühlt seinen Blick sogleich durch Ecken und Pfeiler im Fluge gehemmt, die im Innern die Umschau wehren. Man tut gut, zuerst die Treppe zum Ostchor hinaufzusteigen und von der Brüstung aus, mit den Augen an den Wölbungen entlang tastend, sich in das Raumbild hineinzufinden. Über uns laufen hier die Rippen des Gewölbes der Vierung zusammen, die mit ihrem Größenverhältnis die Norm für die Gesamtausmessung gibt. Der Westlettner und der Vorbau des Ostchors, der sogar bis in das Hauptschiff getrieben ist, zerlegen das langgestreckte Innere in drei Teile, die nur notdürftig eine Gemeinschaft aufrecht erhalten. Man gewahrt aber doch mühelos den Grundriß der romanischen kreuzförmigen Basilika. Der östliche ursprüngliche Dreiapsidenabschluß ist durch den weit hinausgerückten Ostchor in der Mitte gesprengt, und gegenüber ersetzt der die Grenzlinie gleichfalls überschreitende Westchor die Eingangshalle. Der Unterbau der Westtürme ist aus dem Raume ausgeschaltet, der Unterbau der Osttürme aber dient den beiden alten Apsidenkapellen. Alle die bunten Altäre und Epitaphien, die die Chronisten noch im siebzehnten und achzehnten Jahrhundert aufzählen, sind in die Verbannung geschickt, und der Betrachter, der in erwartungsloser Stimmung kam, kann sich inmitten der steinernen Kühle einer nüchternen Befangenheit nicht erwehren, bis er herniedergestiegen ist und nun vor dem Westchor steht. War der Mittelbau (von Bischof Engelhard 1207—1242 vollendet) der niederen Klerisei und den Leuten, die zum



Phot. Sege

Raumburgs Markt mit Römerbrunnen und Rathaus
(Aus der Festschrift: Raumburg a. S. 1028—1928)

Stift und bischöflichen Hof gehörten, zugänglich, und blieb der Ostchor (von Bischof Meinher 1273—1280 gebaut) den hohen Domkapitularen reserviert, so wurde der Westchor ein höchst selbstfüchtiges Monument des Bauherrn Dietrich II. von Wettin (1244—1272). Im Gegensatz zu Bamberg und Würzburg, wo eine stolze weltgeistliche Abelsrepublik sich zur Macht und Pracht eines Landfürstentums aufwarf, fehlte es in Raumburg der Bischofsreihe stets an Männern, die sich aus vollem Reichtum mit souveräner Gebärde einen fürstlichen Hof schaffen konnten. Nur Bischof Dietrich, der aus dem wettinischen Herrschergelecht stammte, machte den Versuch vornehmen Aufwandes. Und er war es also, der den Westchor als eine Gedächtnishalle der Stifter baute, die er als seine Ahnen empfand. Wunderbar umfängt uns hier vor dem Lettner der neue Geist, der mit junger Lebensfrische über die asketische Überlieferung des Romanismus einherfällt. Überall an den Blendarkaden und an der Pforte umwindet statt der erstarrten Akanthusranken und Palmetten die Kelchform der Kapitale und den unteren Rand des Frieses nun das frische Laub der heimischen thüringischen Flora, Efeu, Eiche, wilder und edler Wein, Bärlapp, Erdbeere, Heckenrose, Hopfen, Anemone, Distel und Wacholder, — alles naturalistisch empfunden und doch ornamental zu strenger Form zusammengefaßt. Die Giebelspitze in der Lettnermitte trug noch im achzehnten Jahrhundert eine Maria als Himmelskönigin mit dem Jesusknaben, von einer Glorie umgeben. Die Kreuzigungsgruppe, die in anderen Domen über dem Lettner steht, ist hier zum Eingang herabgestiegen. Die beiden Türöffnungen trennt ein Pfosten; er ist zugleich der Stamm des Kreuzes, an dem Christus hängt. Und der breitet seine Arme über die Eintretenden aus: „Ich bin der Eingang und das Leben!“ Dieser Leib des Erlösers, der eben den letzten Schmerz aushaucht, ist streng und starr. Und der Ausdruck bleibt weder herkömmlich symbolisch, noch erhebt er sich ins Bewußt-Göttliche: Fast bürgerlich gelassen neigt der Heiland den Kopf, leidensvoll, aber nicht ins Physisch-Qualenhafte entirrend. Zur Linken die Gottesmutter, ergeben, in leise verflingendem Herzensgram, vornehm wie eine römische Matrone in jeder Einzelheit der Handbewegung, des Mienenspiels, der Haltung, der Gewandung. Zur Rechten Johannes, der Lieblingsjünger, unbeherrscht, von seiner

natürlichen leidenschaftlichen Aufwallung hingenommen. Eine Nachbildung der Kreuzigungsgruppe ist übrigens an der Außenseite der Hauptpforte des Doms in Erfurt angebracht. Oben an der Brüstung erzählen die Reliefs die Leidensgeschichte Christi. Die Kühnheit und technische Sicherheit in der Flächenbehandlung eines beschränkten Raumes fällt zunächst auf, dann die dramatische Bewegtheit der Gruppen, das Lebendig-Ursprünglich-Menschliche im Ausdruck jedes Gefühls und jeder Haltung, jeder Stimmung. Man denkt an die Leidensstationen Adam Krachts, die an dem Wege zum Nürnberger Johannisfriedhof stehen. Aber was hier in Raumburg geschaffen ist, läuft der Renaissancekunst um drei Jahrhundert voraus. Dies sind die ersten Szenen der Passion: das Abendmahl mit fünf Jüngern — das Blutgeld — die Gefangennahme — in den beiden Zwickeln des Giebels die Hohenpriesterin mit Petrus und dazu zwei Kriegsknechte — Christus vor Pilatus. Man betrachtet gerne das Zeitgemäße in Sitte und Tracht von 1250, das Gebaren bei der Mahlzeit, die gelehrt vorgeschriebenen Spizhüte der Juden, die Landgrafenhaltung des Pilatus u. a. Die beiden letzten Bilder, die Geißelung und die Kreuzigung, sind hölzerner Ersatz aus späterer, schwächerer Zeit (1734).

Und nun öffnet sich der Raum, den ein köstlicher Einklang der Architektur, der Bildnerei und der Glasmalerei zu einem Allerheiligsten der Kunst weicht. Hier ist sich die Gotik zum ersten Male ihrer selbst bewußt geworden. Schlanker ist alles Wachstum emporgeführt. Die schwere irdische Gebundenheit fällt ab, und das Gefühl schwingt sich auf an der Leichtigkeit der feingegliederten, steigenden Pfeiler. Was ist hier Mittel und was Zweck? Sind die Bilder der Schmuck des Raumes, oder baut sich der Raum ihretwegen auf? Eins wird durch das andere geheiligt. Die immerhin noch schlichte Architektur ist eng mit den Standbildern der Stifter verbunden, die in der Höhe des unter der Fensterbank durchlaufenden Umganges an den gewölbe-tragenden Pfeilern so aufgestellt sind, daß sie nicht freistehen, sondern ein Stück der wichtigsten Konstruktionsglieder des Raumes sind. Auch in ihrer Breitentwicklung ist wohl bedacht, daß sie sich mit einem säulenförmig bestimmten Umfang begnügen. Und nun muß der Betrachter noch eins empfinden: Wir werden hier Zeugen einer Zeit,

da nicht mehr der Klerus allein der Träger der Kultur war, sondern kraftbewußt das Laientum in die Führung hineinwuchs, ja, sie an sich riß. Der ritterliche Stand trug unter dem staufischen Weltregiment die Strahlenkrone des Lebens. Er bildete die höfischen Formen zur Eleganz aus, er erfüllte sich bis in das Herz hinein mit einem schwärmerischen, streitbaren, geistlichen Idealismus; er bewährte jenes ästhetische Fühlen, das in der wunderbarst verfeinerten Sprache der Epen Wolframs von Eschenbach und in den Minneliedern Walthers von der Vogelweide noch heute uns so reizvoll berückt . . . Nun also, es gibt keine edlere gleichzeitige Verkörperung des Ritterstandes als diese zwölf Gestalten, die hier, geschieden vom Alltag, als eine adelige Jüngerschaft zusammenstehen. Nirgends sonst hat es ein Künstler gewagt, an die vornehmste Stelle eines Gotteshauses, die für die Apostel und die Heiligen auf ewig bestimmt schien, weltliche Menschen zu stellen, und zwar ohne jeden Zusatz frommer Hingabe. Markgraf Ekkehard des Großen Söhne, Hermann und der jüngere Ekkehard, mit Regelinis und Uta, ihren Frauen, und die anderen Stifter und Wohltäter, Vertreter des Ekkehardiner- und Wettinerstammes, — in unbewußter Kraft stehen sie da, mit der Ruhe der Vornehmheit, in der Zucht des Standes und vom Pulsschlag ewigen Lebens durchwärmt, das aus der geringsten Handbewegung, aus jeder Miene, aus jeder scheinbar nebensächlichen Gewandsfalte spricht. Hoheitsvoll und anmutig, streng und milde, gereift und jugendlich, rasch zur Tat und gelassen, nachdenklich und sinnensfroh — immer menschlich, heute wie vor siebenhundert Jahren. Die Färbung, die einst den Steinbildern die Kraft des Ausdruckes erhöhte, ist verblaßt; aber der Sonnenstrahl, der durch die bunten Fenster scheint, legt auf ihre Gesichtszüge den flüchtigen Schein der Wangenröte:

So tief stehen diese Bilder noch im Leben,
vom Heut nur durch die Form des Einst getrennt,
und durch die Strenge fühlst du Pulse beben,
in denen sich dein eignes Sein erkennt.
Dem Schaffenden, der diesen Stein bezwungen,
dem hat das Göttlichste sich zugeneigt,
als er das Menschlichste so tief durchdrungen,
bis sich das Unvergängliche gezeigt.

Die Reihenfolge der Standbilder von rechts nach links ist: Dietrich, Adelheid (Gepa?), Uta und Ekkehard der Jüngere, Thimo von Ristritz, Wilhelm von Camburg, Sizzo von Kessernberg, Dietmar comes occisus, Regelinis und Markgraf Hermann, Konrad, Gerburg. Die alttestamentarischen Könige David und Salomo sind erst 1878 hinzugegestellt; sie ansehen zu müssen, bedeutet Kränkung des Gefühls. Die Benennung der zwölf Stifterstatuen ist eine Vermutung, die sich auf das Namenverzeichnis in dem Fundatorenbriefe Bischof Dietrichs II. von 1249 stützt. Fest stehen auf Grund der Schildworte nur die Namen Ekkehard, Thimo, Wilhelm, Sizzo und Dietmar. Beschreibungen der Kathedrale aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert haben ganz andere Bezeichnungen. Ihnen scheint die erste Figur zur Rechten die Hauptperson zu bedeuten, nämlich Markgraf Hermann, dessen Name auch im Fundatorenverzeichnis an erster Stelle steht, dann kommen Regelinis, Mulier, Ekkehard, Thimo, Wilhelm, Sizzo, Dietmar Sponsa, Sponsus, deest statua, Mulier.

Die Stifterbilder sind keine Porträts. Man wußte um das Jahr 1250 nichts von der Körperlichkeit und von dem Empfindungsleben der Menschen, die zweihundert Jahre vorher gewesen waren. Aber sie sind aus den ritterlichen Epen herausgestiegen, die auf den Landgrafenfesten der Wartburg oder der Freyburger Neuenburg erklangen. Oder sind es die Nibelungen, die Schwert und Schild statt des Rosenkranzes zur Hand nahmen, wenn sie zum Münster schritten? Gewiß, so weit dürfen unsere Gedanken spielen; aber es ist ohne Sinn, etwas Historisches aus diesen Gestalten herausholen zu wollen, und es würde eine Erniedrigung der Kunst bedeuten, wollte man sie untereinander in einen novellenhaften oder dramatischen Zusammenhang flechten. Ein Zweikampf zwischen Dietmar und Thimo, die nie im Leben einander nahegetreten sind, müßte als eine Vergewaltigung der Familiengeschichte, als wenig ehrenhafte Tradition und als eine Entweihung des Gotteshauses, ja, bei der Teilnahme der Frauen an dem blutigen Schauspiel, als ein übler Verstoß gegen die höfische Sitte aufgefaßt werden. Das Geheimnis dieser zueinander gesellten gehört ihnen allein; der Betrachter hat zu warten, bis sie aus ihrem Schweigen heraustreten. Auch Goethe wurde nicht von ihnen an-



Das Innere des Marienportals in Bamberg
(Aus der Festschrift: Bamberg a. S. 1928—1929)

Phot. Sege

geredet, obgleich sein geschulter Wirklichkeitsinn hier unbefangen eine Kunst hätte ahnen müssen, die der seinen im Grunde geschwisterlich war. Noch einen Augenblick bleibt der Beobachter vor dem Gesicht der Regelinis stehen. Dies Lachen läßt ihn nicht los. Es blüht so unbefangen aus der Luft des Lebens auf und ist so ganz anders als das verlegene Lächeln der archaischen Götterbilder der Hellenen. Und es ist, als fordere es als einen Gegensatz die leise Güte und sanfte Schwermut drüben in den Mienen der Markgräfin Uta heraus. Dies Widerspiel reizte von jeher den Drang, zu fabulieren. Die Erzählung von der Sponsa, von der lachenden und weinenden Braut, ist so alt wie die älteste Chronik selbst. Und da es in der Gegenwart Brauch geworden ist, angesichts der beiden Steinbilder den Brautpaaren den Segen der Kirche zu geben, greift das Schicksalhafte der Legende noch in das lebendige Leben hinein.

Wer die Schöpfer der Bildwerke waren — man weiß es nicht; die Künstler der großen Zeit blieben verborgen im Schatten ihres Werkes. Wie die Einzelheiten des Dombaues selbst, so führen auch diese Skulpturen auf Bamberger Einfluß — und dieser wieder führt auf französischen Einfluß zurück. Aber wie die französische Grazie uns unbeträchtlicher dünkt als die Bamberger Leidenschaft und Innigkeit, so schätzen wir wieder die Bamberger Kunst als eine Vorstufe zur Naumburger, namentlich in der Art, wie hier die körperliche Schönheit sich mit einer tiefen Begründung der Gebärde verbindet.

Die Statuen sind untereinander nicht künstlerisch gleichwertig. Man kann die Eigenart von zwei oder drei Meistern unterscheiden; und man darf gewiß an eine Naumburger Dombildhauerschule glauben, die dann ihre Kraft auch in die Ferne sich dehnen ließ. Namentlich an einigen Grabmälern Thüringens läßt sich noch stilistisch und technisch die Wirkung feststellen. Der Denkstein des Ritters von Hahn gehört dazu, der jetzt im Kreuzgange des Merseburger Domes steht, und wohl auch das Grab des Grafen Ernst von Gleichen mit seinen zwei Frauen im Dom zu Erfurt. Für den Aufstieg zu der Höhe der Plastik finden sich im Naumburger Dom selbst keinerlei bedeutsame Zeugen, wohl aber gewahrt man demütigenden Abstieg in einer ganzen Anzahl künstlerischer Minderwertigkeiten. Das Gute aus der Hinterlassenschaft herauszufinden, wird heute keinem schwer.

Wir wollen nicht an dem sogenannten Diakon vorübergehen, den noch die Überlieferung der großen Zeit bildete, nicht an dem liegenden Bischofsbild auf den Stufen des Ostchors, das vielleicht Dietrich II. darstellt, den Dombauherrn, vielleicht auch Hilbeward, den ersten Bischof von Raumburg, meint. Wir verweilen an den Grabplatten des Vincenz von Schleinitz († 1505), des Gerhard von Goch († 1422), des Dietrich von Schönberg († 1492); und wir behagen uns an der gedämpften Glut der köstlichen alten Kirchenfenster, vor denen die Neuerungen so kläglich bestehen, an dem launischen Schnitzwerk des Chorgestühls und an den Schildeereien der Cranachschule auf den Flügeln zweier zerstörter Altarschreine. Und schließlich lächeln wir über den Scherz des Bildhauers, der an einem der Kapitäle einen Affen und ein Meerschwein beim Brettspiel meißelte und nicht wissen konnte, das die Zeichnung eines altägyptischen Papyrus einen Löwen und eine Antilope in ganz derselben Situation darstellt.

Wer aus dem Dom hinaustritt, befangen von den ungeahnten Offenbarungen einer feierlichen Kunst, hat es schwer, den Alltag draußen in seinem Sinn aufzunehmen. Wir folgen dem Steinweg und gelangen dort, wo er die Promenade trifft, zu der Stelle, die das Ende der alten Herrenfreiheit bezeichnet. Drüben ist die Ratsstadt. Das alte Herrentor mit der Brücke, das den Mauerring öffnete, ist abgetragen (1821), die Befestigung ringsum ist gebrochen, der Graben verschüttet. Wir gehen, links gewandt, dem Zuge der Umwallung nach. Ambuscht von Grün, überragt von zwei Pappeln, steht da das Marientor, nun zur Ruhe gesetzt, herausgebrochen aus den doppelten Zwingermauern rechts und links, deren Verschuß es einst war. Die drei anderen Tore, die wir heute nur aus einigen Litographien kennen, das Jakobstor, das Salztor, das Wenzelstor, sind 1819, 1824, 1836 niedergelegt. Kleine Wachthäuser ersetzen zur Zollkontrolle die Befestigungen. Die beiden am Salztor, das damals weit nach Süden vorgerückt wurde, stehen heute noch da, gute Zeugen klassizistischen Geschmacks mit auffallend eindringlicher dorischer Säulenstellung. Den Wert der verlorenen mittelalterlichen Befestigungen können wir an der Reliquie des Marientors schätzen. Es ist mehr Kastell als Tor. Die Anlage durchaus eigenartig — ein hochummauerter, im Grundriß fast hufeisenförmiger und von einem Turm

gewahrter Hof mit zwei Zugängen, die nicht in gerader, sondern in rechtwinklig gebrochener Achse liegen. Das Innere ist in seiner Rundung von einem Wehrgange geschützt, der hinter einer Doppelreihe spätgotischer Kleinbogenornamentik aus Backsteinen liegt. Meister Valentin Weise hat das Tor im Jahre 1456 gebaut; 1511 ist es erneuert. 1531 wurde die Grabenbrücke aus Stein gezogen. Das Marienbild außen in der Nische ist von einem Meister Peter und war einst ganz mit Gold, Silber und Farben geziert.

Der Blick kann von hier aus weiter den Lauf des mittelalterlichen Ringwalls ermessen. Er wird noch deutlich sichtbar. Die Doppelmauern, die den Zwingerraum einfassen, die Ruinen der Türme und Wighäuser, die Bastionen, die aus dem Graben aufsteigen, alles das umblüht heute der Flieder. Vom Marientor an folgen wir der Marienstraße, die in vertraulicher Windung zum Markte leitet. Im Jahre 1517 und 1532 haben Feuersbrünste die Stadt in Asche gelegt, daß man über die Brandstätten zu allen Toren hinaussehen konnte; und die Chronisten wurden dann niemals müde, von der Wiederkehr solcher Drangsale (1714, 1716) zu erzählen. Damals, nach den Jahren 1517 und 1532 hat die Stadt das Gepräge erhalten, dessen Züge noch immer durch den Aufpuß hindurchbrechen. Die Gotik war vorüber; die Renaissance nahm sich der Bürgerbauten an. Das massive Steinhaus ersetzte den Fachwerkbau und verdrängte ihn bis auf geringe Reste, die hier im Vergleich mit dem Besitz anderer mitteldeutscher Städte ohne Bedeutung sind. Zugleich beanspruchte das Breithaus den Vorrang vor dem Giebelhause. Bezeichnende Merkmale sind jetzt die feinprofilierten, rechteckigen, symmetrisch in der Front verteilten Fenster. Das, was den Häusern das Repräsentative gab, waren die Portale. Und die haben den Wechsel des Geschmacks am stärksten überdauert. Man denkt wohl an Goethes „Hermann und Dorothea“ und an die hübsche Erzählung der Löwenwirtin von dem Brande, der das ganze Anwesen der Väter hinwegnahm und nur die gewölbte Toreinfahrt stehen ließ. In der Marienstraße bringen sich diese Haustore noch heute zur Geltung. Sie sind rundbogig, wie am Simsonhause, oder spitzbogig mit gotischer Profilierung. Unter den Stützsteinen der Bogen sind zuweilen schmale Nischen mit Muschelabschluß. Vor allem in der Herrenstraße, am

Markt und in der Jakobstraße ist der Hauptton der Front auf einen geschlossenen Erker gelegt, der, mannigfaltig und fein in sich geformt, aus der Mitte hervorspringt und an zwei Stockwerken emporgeführt ist. Der gotische Treppengiebel ist nur noch an einem Hause am Markte, der Hohen Lilie, an der Ecke der Mühlgasse erhalten. Sonst ist im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der Giebel mit einer Renaissancefassade verkleidet, die oft einen Schmuckaufwand mit Pilastern, Muschelnischen, Pyramiden und Voluten treibt. Der sogenannte Burgkeller in der Marienstraße und das Residenzhaus am Markte geben vorzügliche Beispiele. Das Eigenartigste aber in der Raumburger Profanbaukunst bleiben die Mansardenaufbauten in den Häusern am Markte mit den schweren, oft allzuschweren Rundgiebeln, die mit spätgotischem Maßstab verblendet wurden und an der Rundung mit Kugeln besetzt sind und um den Rand des Daches wie eine Mauerkrone sich fügen. Wer einmal in eines der alten Häuser hineingeht, z. B. in das Kaisersche am Markte, findet wohl noch eine reiche Stuckdecke aus der Barockzeit oder erhascht den Anblick eines verschlafenen, von hölzernen Galerien umgebenen Hofes.

Wir stehen nun am Markte, wo 1028 die Markgrafen Hermann und Ekkehard die Bürgerstadt gegründet haben. Aber wir mußten lange suchen, ehe wir in den Städten ringsum einen anderen Platz von so wichtigen aber auch zugleich von so feinen Reizen fanden. Es ist die höchste Stelle der alten Stadtanlage. Einst die Abplattung einer Anhöhe. Das bedingte, daß keine Straße hier durchläuft, daß jede auf ihre Weise den Zugang von den fünf Toren her sucht. Die Wandung lassen sie ungebrochen; sie kommen aus den Ecken hervor. So führen sie zugleich den Wanderer unvorbereitet zu dem Anblick des großräumigen, durchaus geschlossenen Platzes. Die Häuser ringsum sind anspruchsvoller als sonst in den Straßen, breiter, höher. Es sind Bauten der Großkaufleute; die Gewölbe der Erdgeschosse waren die begehrteste Warenschau in den Wochen der Peter-Pauls-Messe. Das Kleinbürgerliche schwindet vor dem Bewußtsein, daß sie zur Dekoration des Festsaales der Stadt berufen sind.

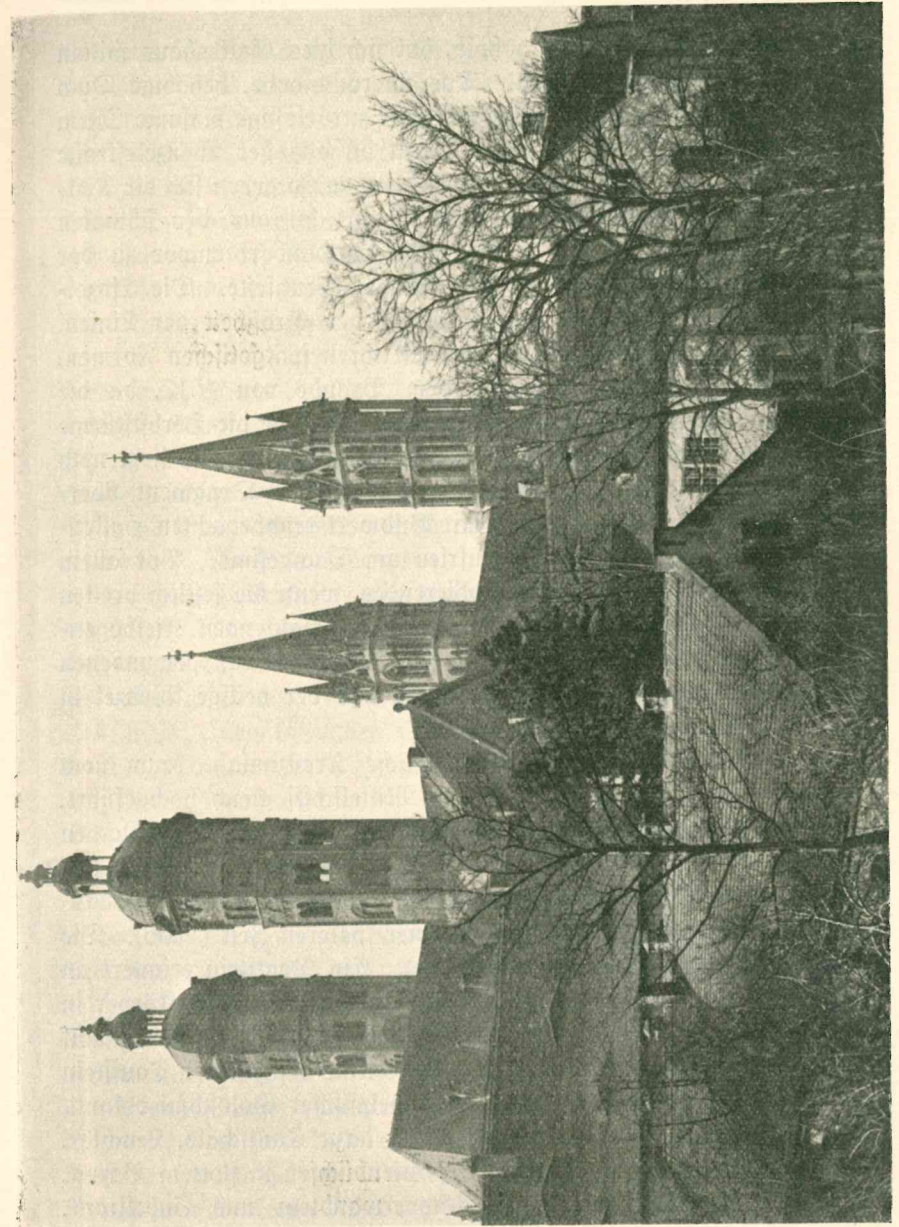
Man denkt aller der Akte, in denen sich hier das Schauspiel der Geschichte vollzog. Da stand das Königszeichen des *forum regale* und daneben die Prangersäule; da kamen die Wagen der Handels-

herren aus aller Welt gefahren; da ritten Könige und Fürsten und Bischöfe ein; da waren die Schranken zum Turnier geschlagen. Da zeigte sich der neugewählte Rat im feierlichen Pomp den Bürgern. Die Zunftgenossen hielten Musterung in Wehr und Waffen, ehe sie in die Verteidigungsstellung auf Turm und Wehrgang rückten. Luther stieg auf der Fahrt nach Worms hier aus seinem Wittenberger Wägelchen. Der Kurfürst nahm im Edhause Herberge, als er kam, den ersten protestantischen Bischof auf den Thron zu setzen. Karl V. empfing dort die Gesandten des Rates. Gustav Adolf kam. Friedrich der Große ließ sich im Schallerschen Quartier die Raumburger Weintrauben und Pfirsiche schmecken. Sein Bruder, der Prinz Heinrich, auch Moritz von Dessau, Zieten und Keith und der französische Marschall Soubise haben dort getafelt. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise lauschten am Fenster des Residenzhauses den Klängen der preußischen Wachtparade. Napoleon wurde als Sieger empfangen, als Gast begrüßt. Die ersten Kosaken, die ersten preußischen Freischaren nahmen den Satteltrunk. Hier erbraute 1848 Arndts Lied vom deutschen Vaterlande, und hier sprach am ersten Tage des Weltkrieges der Oberbürgermeister Dietrich vom Rathaus zu den wartenden Bürgern, und seine Worte legten sich in die Seelen, daß die Menge, hingenommen von dem Beschluß heiligsten Opfers, lautlos zum Gotteshause drängte und sich hier, indes rings von allen Türmen die Glocken ihr Geläut anhoben, aus der festen Burg zu dem Bekenntnis unbedingter Vaterlandstreue emporhob.

Und heute hat der Platz seinen großen Tag, wenn die Raumburger Kinder hier sich am Kirchsfeste zu ihrem feierlichen Auszuge sammeln. Auf dem Brunnen steht ein steinerner Rittersmann, nach Art der Rolandssäulen, und reckt mit der Rechten die Lanze auf und stützt die Linke auf den Schild, der das Stadtwappen zeigt (1570). Der „römische Kriegermann“ — nicht etwa der heilige Wenzel — wird er in den Chroniken genannt. Drüben ist das Rathaus, breit, hoch, das stattlichste Beispiel des Raumburger Profanstils. Scheinbar ein einheitlich erwogenes Ganzes, in der Tat aber aus drei getrennten Gebäuden nach dem Brande von 1517 zusammengesetzt und 1611 erneuert. Eine Freitreppe, die früher von außen in das obere Geschoß führte, ist 1608 abgebrochen. In der Gleichmäßigkeit seiner

Front, namentlich in der symmetrischen Anordnung der Fenster ist der Bau ein Werk der Renaissance; das Besondere sucht er in dem Hauptschmuck seiner zehn Giebelerker (1528) deren oben schon gedacht ist. Ihr spätgotisches Maßwerk ist sächsisch-thüringische Art. Würdig ist das Portal, reich in den Einzelheiten der Arbeit, aus dem Jahre 1612. Ein Umbau Fritz Hofsfelds (1921) hat im Innern die Räume aus mannigfacher Verunstaltung erlöst und hat mit freiem und feinem Verständnis den Treppen, Fluren, Sälen und Stuben eine Wirkung gegeben, die groß und intim zugleich ist. Aus der alten Ausstattung sind zwei Kurfürstenbilder Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen zu sehen, für die im Jahre 1532 Lukas Cranach 8 Gulden erhielt. Auch das Bildnis des Kurfürsten Friedrich August III. (1766), der König von Napoleons Gnaden wurde und Naumburgs letzter sächsischer Landesherr war. Und steht nun das Rathaus so da, ein Wertstück vergangener Zeiten, so bringt es doch nichts Wesensfremdes in das Gefühl unserer Tage hinein; mit behaglicher Selbstverständlichkeit sieht es, wenn des Abends sich seine Fenster erhellen, auf das Treiben der Menschen herab, deren Züge sich auf dem Platze kreuzen, auf die Autos, die in langer Reihe unten vor dem Kaffeehaus und vor dem Ratskeller warten.

An der Südseite ist auf dem Grunde eines älteren Hauses 1570 das sogenannte Schloßchen für einen Herrn von Bredell erbaut, der seine Besizung Ködigen, am Galgenberg gelegen, dafür der Stadt gegeben hatte. Damals sah es anmutiger aus; der kleine ältere Anbau, der als Flügel nach Westen umbiegt und sogar noch Amsdorfs Wappen neben dem sächsischen und dem meißnischen Schilde Johann Friedrichs (1543) zeigt, hat seinen Reiz bewahrt. Die herzogliche Kanzlei war hier untergebracht, als 1652 der Sonderherzog von Sachsen-Weitz seinen Hofhalt nach Naumburg legte. Als Notwohnung diente dem Fürsten, bis das Schloß in Weitz vollendet war, das Residenzhaus, das mit seinen beiden vornehm geschwungenen Renaissancegiebeln aus der Wenzelsstraße heraus auf den Marktplatz blickt. Hinter diesen Giebeln und hinter der peinlichen Dachlinie des Schloßchens wartet, der immer schon den Blick auf sich zog, der Turm von St. Wenzel mit seiner grünen kupfernen Barockhaube (1706). Das Rathaus regiert, St. Wenzel hütet. Recht familienhaft, jeder



Phot. Sege

Der Dom in Naumburg vom neuen Steinweg aus
(Aus der Festschrift: Naumburg a. S. 1928—1928)

aristokratischen Absonderung abhold, hat sich dies Gotteshaus mitten ins Gassengewirr hineingesetzt. Das überaus hohe, behäbige Dach will alle Sorgen unter sich nehmen. Der zuverlässige einsame Turm braucht keinen Wackkameraden. Trittst du aus der Wenzelsstraße oder aus der Salzstraße auf den Kirchenbau zu, so geben sich dir Teilstücke von überragender Kraft, und kommst du aus der schmalen Öffnung vom Markte her, so blickst du verwundert empor zu der steilen Massigkeit dieser bürgerlich-geistlichen Trutzfeste. Die Einzelheiten zerrinnen dann und gehen auf in der Großheit der Linien. Die Kirche, so wie sie heute dasteht, mit ihren spätgotischen Formen, ist ein Werk aus der Zeit nach dem Brande von 1517, da die Bürgerherrlichkeit sich voll erschlossen hatte, kurz ehe die Herbststürme daherkamen. Und der Glanz städtischen Selbstbewußtseins liegt noch in den schlanken Fenstern, in den von zierlichem Ornament überponnenen Strebepfeilern, in den mit Bildwerk reichbedachten Halleneingängen, in dem leichten Bogenfries am Dachgesims. Vor allem das Westportal hat etwas Triumphierendes, wenn die festlich breiten Treppenstufen zu dem in eine hohe Fiale auslaufenden Kielbogeneingang führen, wo zur Linken und zur Rechten auf gewundenen Säulenpostamenten die heilige Jungfrau und der heilige Wenzel in ihren Bildhäuschen stehen.

Der Grundriß läßt die ursprüngliche Kreuzanlage kaum noch erkennen. Die Seitenschiffe sind dem Mittelschiff gleich hochgeführt, so daß eine Hallenkirche entstanden ist, die hier von einem flachen Spiegelgewölbe bedeckt wird. Der Aufbau des Hochaltars weist das leidenschaftliche Barock (1680), das in den Jesuitenkirchen so ausdrucksvoll wirkt, zugleich auch das Zopfige einer späteren Zeit (1766). Die Kanzel zeigt spielerisches Rokoko (1740). Ein Denkstein erinnert an den Pagen August Leubelsing, der sich mit seinem ganzen Körper in der Lützenener Schlacht über den verwundeten König Gustav Adolf warf und den Tod der Treue fand. Die Kirche besitzt einen Taufstein vom Jahre 1441, einen Silberschatz einheimischer Goldschmiedekunst, Kelch und Patene aus dem Jahre 1375, dazu Taufschale, Leuchter, Kruzifix, Kannen, Krüge, Sanduhr, Postenbüchsen in flottem Barock, 1680 von Peter Crügelstein, „Ratsverwandtem und Jubelirer“, gestiftet. Auch eine kleine Bildgalerie weist die Kirche auf. Hans

Cranachs Anbetung der drei Könige ist da und das weniger tüchtige Gemälde Lukas Cranachs „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“, eine nicht seltene Wiederholung des Meisters. Dazu eine Anbetung des Kindes von B. Spranger (1580), eine andere Anbetung (1522), die Kreuzigung in der Mitte des Hochaltars von Harms (1683), eine Beweinung des Leichnams (1500), der Ölberg, die Auferstehung, die drei Könige (nach Rubens) u. a.

Die anderen Kirchen der Stadt sind bescheidener ausgestattet. Die Marien-Magdalenen-Kirche, die aus einer alten, erst dem Kloster Pforta, dann dem Kloster St. Georg unterstellten Hospitalkirche hervorging, ist als Neubau 1728 entstanden. Sie zeigt noch in ihrer üppigen Stuckdecke das künstlerische Empfinden des Barocks. Das Alter der Othmarskirche, die dem ersten Abt von St. Gallen geweiht ist, geht ins zwölfte Jahrhundert zurück. So, wie sie heute dasteht, ist sie ein Bau von 1699, der die alte, aus Fachwerk (1392) errichtete, ersetzt hat. Die Gemeinde hat — was niemals wieder gut zu machen ist, — ihren Flügelaltar mit fünfzehn Figuren, der wundervoll wie ein Werk Tilmann Riemenschneiders war, für Geld dahingegeben. Und auch die Moritzkirche, der verjüngte Altersrest des Klosters St. Moritz (1510), besitzt ihre Holzsulpturen nicht mehr, einen Kruzifixus, einen knieenden Christus, eine Schmerzensmutter. Diese so überaus bedeutsamen Zeugen aus der großen Raumburger Kunstzeit stehen nun entfremdet in der Schatzkammer des Berliner Museums. Die katholische Pfarrkirche ist ein neuer Bau aus dem Jahre 1896.

Wir gehen durch die Jakobsstraße zum Tore. Am Gasthaus zu den drei Schwänen ist die Stelle, wo einst eine Jakobskirche stand, und dem Holzmarkt gegenüber ist das schönste, mit einem Erker geschmückte Bürgerhaus, ein gutes Beispiel vornehmer Renaissance. Hamprecht von Altensen, der Herr auf Goseck war, hat es 1580 gebaut und mit seinem Wappen und dem seiner Frau, Margarete von Brandenberg, geschmückt. Die beiden Giebel, die einst vor dem Dache standen, sind 1800 abgebrochen. In diesem Hause war lange Zeit der Gasthof zum Goldenen Harnisch und später die Post. Napoleon und König Friedrich Wilhelm IV. wohnten dort. An der Promenade erreichen wir wieder die alte Stadtgrenze. Jenseits, wo

einst die Bürger, wie der Apotheker in „Hermann und Dorothea“, in Ziergärten zwischen den beschnittenen Tarushecken ihre Lusthäuschen hatten, ziehen nun die Villenstraßen, von Bäumen geführt, mit sanfter Steigung in Luft und Sonnenlicht hinaus. Wir sehen das durch seine einfachen klassizistischen Linien wirksame Schützenhaus und davor den Kirchsplatz. Seitwärts hinter dem Stadtgraben liegt das stille Haus, in dem Friedrich Nießche wohnte (1890—1897). Nun steigen wir zum Bürgergarten hinauf. Nach dem Siebenjährigen Kriege hat da, an dem alten Galgenberge, der Oberst von Karlsberg durch seinen Regimentsfeldscher Trumpf einen heiteren Rokokopark anlegen lassen. Die Wasserrisse wurden von der Stadt mit Kirschbäumen bepflanzt, und seit 1773 blühten die Tulpen auf den Beeten, die der Oberst de Gonde und der Oberst von Thümmel gepflanzt hatten. Thümmel übergab 1796 seinen Garten der Bürgerschaft, und deren Gassenmeister Knauth und Vogel ließen dann die Anlagen erwachsen, die heute die Freude der Stadt sind. 1798 wurde die Wirtschaft und Tabagie eingerichtet. Im Jahre 1846 kam Jahn von Freyburg herüber und weihte dort, wo jetzt sein Gedenkstein ist, den ersten Turnplatz und stiftete die Fahne, die seine Tochter Sieglinde gestiftet hatte. Die Arabesken der alten Gartenkunst sind verwischt, aber inmitten alter Laubwipfel und geschützt von breiten Tannen steht noch ein weißer sechseckiger Pavillon, ein unverfälschtes Schmuckstück (1802).

Am Hügel entlang, wo am unheimlichen Galgengerüst 1779 zum letzten Male ein Gerichteter hing, suchen wir oberhalb des Kirchsberges einen Platz, den Friedrich Nießche liebte und von dem der Blick unbeirrt die weite Rundschau umfängt. Da liegt unten im Tale unsere Stadt. Deutlich scheidet sich der alte Kern mit seinem dunkelbraunen, steilen Dächergerage von den lichten, überall mit Gartengrün durchsetzten Villengewinden, und ebenso deutlich sondert sich auch die Ratsstadt zu Füßen des eintürmigen Gotteshauses St. Wenzel von der Bischofsstadt um das helle Quartett der Domtürme. Weiterhin die Stätte der Ekkehardinerfeste, die zwei Spitzen von St. Moritz, die Helme von St. Othmar und von St. Marien-Magdalenen. Und das alles umfaßt der Talrand der Saale mit Weingärten und Laubgeländen vom alten Kaiserwalde im Westen zu

dem Bergfried des Freyburger Landgrafenschlosses, zum Kloster Gossek, zur Feste Schönburg, wo der Fluß noch einmal aufblickt, ehe er sich ostwärts streckt, hinaus in den blauen Dunst der Ferne.

Aus der Festschrift: Naumburg a. d. S. Eine Geschichte deutschen Bürgertums, 1028 bis 1928. Im Auftrage der Stadt Naumburg zur Neunhundertjahrfeier von Dr. Ernst Borkowsky. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1928.

Heinrich von Morungen, der Sänger der Liebe.

Von R. Haubenreißer, Emseloh.

Die Jahrzehnte um 1200 und 1800 bedeuten in der Geschichte der deutschen Literatur Höhepunkte literarischer Entwicklung. Minnesang und Klassizismus sind die beiden Begriffe, die sich mit den angeführten Jahreszahlen verbinden. Vom Minnesang sagt Uhland:

In den Tälern der Provence
ist der Minnesang entsprossen,
holder, lieblicher Geselle,
Kind des Frühlings und der Minne.

Aus diesen Worten ersehen wir, daß der Minnesang kein ursprüngliches Erzeugnis deutschen Geistes ist. Und doch hat deutsche Eigenart dieses fremdländische Gewächs so veredelt und verändert, daß wir es mit Recht als unser Eigentum betrachten können. Hören wir vom Minnesang, so denken wir in den meisten Fällen an seinen bedeutendsten Vertreter, an Walter von der Vogelweide, von dem Hugo von Trimberg um 1300 das bekannte Wort sprach:

Her Walthar von der Vogelweide
swer des vergaez, der taet mir leide.

Weniger bekannt dürfte ein anderer Ausspruch von ihm sein über einen Sänger dieser Zeit, dem wir unser besonderes Interesse zuwenden müßten; denn es handelt sich hier um einen Sohn unserer Heimat, den Minnesänger Heinrich von Morungen. Von ihm sagt Trimberg zu einer Zeit, da der Minnesang bereits entartet war:

Gitigkeit¹⁾, luoder²⁾ und unfiusche,
muotwille und unzimlich getiusche³⁾
hant mangan herren also bezezen,
daz si der wise gar hant vergezen,
in der hie vor edel herren jungen
von Botenloube und von Morungen.

¹⁾ Gitigkeit = Gierigkeit; ²⁾ luoder = Schlemmerei; ³⁾ getiusche = Betrügerei.